

## *Verkehr und Stadt*

Die Lehrbücher zur Verkehrsplanung, Verkehrsökonomie, Flächennutzung und zum Einzelhandel definieren sich auf Grund ihrer Ursprungsdisziplinen, und sind so nicht in der Lage, den Studenten einen Überblick über ihr eigentliches Thema: die Stadt, ihre Nutzer und Nutzung zu geben. Die beiden Autoren, jüngere amerikanische Kollegen (University of Minnesota und University of Colorado) versuchen in diesem anregenden und empfehlenswerten Buch einen solchen Überblick zu schaffen. Die Darstellung beschränkt sich im Text auf die Grundideen, die durch kleinere Exkurse vertieft oder durch Beispiele illustriert werden. Das Zielpublikum sind Studenten, die sich mit Verkehr und Stadt(ökonomie) erstmals beschäftigen und damit natürlich auch alle anderen Interessierten, die sich dem Thema zum ersten Mal nähern wollen. Es stehen die jeweiligen Konzepte und Theorien im Mittelpunkt, was den Lesern ein gutes Rüstzeug gibt, um sich weiter zu vertiefen respektive sich mit der technischen Umsetzung der Ideen zu beschäftigen.

Die neun inhaltlichen Kapitel in drei Blöcken werden ergänzt von drei einleitenden Kapiteln und einem Ausblick. Die Themen der Blöcke sind die Nutzung der Stadt (Wohnungskauf, Arbeitsplatzsuche, Bewegung und alltägliche Zeitplanung), Austausch (Einzelhandel, Standortauswahl) und Gestaltung (Raumnutzung, Systemauswahl im Verkehr und -betrieb). Jedes Kapitel wird genutzt, um eine der zentralen Ideen zur Analyse und zum Verständnis der Stadt vorzustellen und anschaulich zu erläutern: z.B. Thünens Isolierte Stadt und Erreichbarkeit, Gravitationsmodelle versus soziale Netze als Erklärung des Arbeitsplatzes, Spieltheorie und Verkehrsmittelwahl, Hägerstrands Raum-Zeit-Geographie, Marktstruktur und optimale Standortwahl, Konsumentenrente, Netzwerke, Warteschlangen und Preise zur Steuerung der Nachfrage. Man sieht, dass das Buch ökonomische Ansätze betont, um dem Leser einen Massstab zu geben, mit dem Alternativen verglichen werden können. Diese Ansätze erlauben den Lesern aber auch, sich umfassendere Erklärungen zu schaffen, da sie mit ihnen ein robustes Fundament erhalten haben. Was fehlt, und von den Autoren bewusst weggelassen wurde, sind die technischen Hilfsmittel, um die Konzepte in numerische Modelle umzuwandeln: es wird zwar das Ergebnis einer hedonischen Regression gezeigt, aber die Mathematik der Regression wird nicht einmal angedeutet. Das Gravitationsmodell wird in einem Beispiel vorgestellt, aber seine Kalibrierung wird nicht erläutert.

Die Autoren haben ihr Ziel, einen ersten konzeptionellen Überblick über die Stadt und ihren Verkehr zu geben, voll erfüllt. Die Sprache des Buches ist leicht zugänglich, die im Wesentlichen

fehlenden mathematischen Formalismen unterstützen diese Zugänglichkeit weiter. Ich bin sicher, dass in der Hochschule dieses Buch seinen Platz in vielen Einführungsvorlesungen finden wird und dort ein gern gesehener Baustein werden wird. Ich bin aber ebenfalls sicher, dass das Buch vielen engagierten Laien eine solide Grundlage für ihre (politische) Auseinandersetzung mit ihrer Stadt schaffen wird.

(Prof. Dr. K. W. Axhausen, IVT, ETH Zürich)

## *Für das Land*

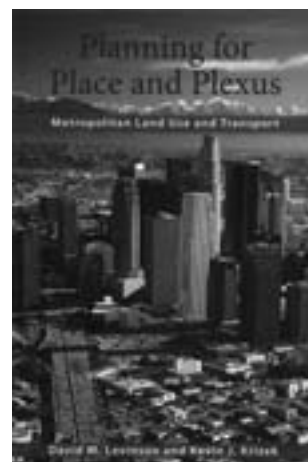
Der Begriff «Ländlicher Raum» ist wenig präzise. Als Raumkategorie weckt er immerhin Vorstellungen, gleichsam das Kontrastbild zu den Städten, Agglomerationen, Ballungsräumen. Als öffentliche Herausforderung erinnert er an ausgedehnte Gebiete, die innerer Strukturierung ermangeln, weitgehend landwirtschaftlich geprägt sind und sich aus sich heraus schwertun, die anstehenden Probleme der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und ökologischen Entwicklung zu meistern.

Wenn ein Land in der Bundesrepublik Deutschland den Akzent zu Recht auf den ländlichen Raum legt, dann ist es der Freistaat Bayern. Es kommt nicht von ungefähr: Bayern verfügt über eine eigene, besondere Akademie, die «Akademie Ländlicher Raum». Ihr Zweck bildet die Förderung der wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Stärkung des ländlichen Raumes. Seit 20 Jahren besteht sie. Ihr Jubiläum hat sie soeben gefeiert, in Anwesenheit des bayerischen Ministerpräsidenten Günther Beckstein und des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz Horst Seehofer. Ihr ideenreicher und unermüdlicher Präsident ist seit längerer Zeit Prof. Holger Magel, Professor der TU München, Inhaber des Lehrstuhls für Bodenordnung und Landentwicklung.

Die Akademie hat das Jubiläum mit einer äusserst originellen Festschrift bereichert. Sie hat die kühne Idee verwirklicht, weiterführende Referate aus den vergangenen 20 Jahren neu aufzulegen und dazu niemand anders als deren Autoren kompetent auf die seitherigen Veränderungen hin zu befragen. Dieser Kontrast von Texten aus früheren Zeiten und von sach- sowie selbstkritischen Eigenwürdigungen mobilisiert die Gedankenwelt rund um den ländlichen Raum in wirklich schöpferischer Art: Ausbreitung, Überprüfung und Weiterführung *uno actu!*

## *Gleichzeitig ein Rechenschaftsbericht*

Würden die Probleme des ländlichen Raumes mit seiner heiklen Exposition gegenüber demographischen Einbrüchen, sich internationalisierender



LEVINSON, D. M.; KRIZEK, K. J. (2008): *Planning for Place and Plexus: Metropolitan Land Use and Transport*. New York: Routledge, 334 S., ISBN 978-0-41577-491-8.



MAGEL, H. (Hrsg.) (2008): *Für das Land, 20 Jahre Bayerische Akademie Ländlicher Raum, 1988–2008*. München: Bayerische Akademie Ländliche Raum, 394 S., ISBN 3-931863-50-6.

Wirtschaft, übergeordneter europäischer Landwirtschaftspolitik und gegenüber inneren kulturellen Veränderungen erkannt? Wurden sie rechtzeitig und sachgerecht angegangen? Hat die Akademie mit ihren Anstössen ihren Auftrag erfüllt?

Als Aussenstehender wage ich, mit einem bewusst formulierten Ja zu antworten. Es ist wirklich erstaunlich – eine relativ kleine Akademie hat den Weg eines grossen Raumes in die Zukunft begleitet und in ausholender Partnerschaft mit den örtlich, regional und landesweit zuständigen Verantwortungsträgern Impulse gesetzt – vorweg geistige der Stärkung der Wahrnehmungskraft und des kreativen Umganges mit erkannten Problemlagen. Das Potential der Akademie liegt nicht in einem grossen Apparat oder einem institutsähnlichen Betrieb, sondern im ideenreichen und herausfordernden Zusammenführen erstrangiger und problembewusster Experten aus Wissenschaft und Praxis. Seine Instrumente sind ebenso klar disponiert: Sachsoveräne Politikberatung sowie kritisch unterlegte Aus- und Weiterbildung. Sie haben sich als Schlüsselemente erwiesen und bewährt.

Die dem Jubiläumsband beigefügte Liste der Veröffentlichungen ist eine echte Fundquelle. Beruhigend, an was gedacht wurde, beunruhigend die Summe offener Fragen. Offensichtlich haben wir es beim Ländlichen Raum mit einem andauernden Problemfeld ohne Zusage gültiger Problemlösung zu tun, aber ebenso mit einem Hoffungsraum der Lebensqualität und der Lebensbewahrung. Den optimalen Endzustand gibt es in einer Welt voll sachlicher Herausforderungen, sich ändernder Ansprüche und tastender Politikbemühungen ohnehin nicht.

(Prof. Dr. iur. Dr. h.c. Martin Lendi, ETH Zürich)

Anmerkung der Redaktion:

Im angekündigten Buch findet sich auch ein schweizerischer Beitrag, nämlich ein Aufsatz von Prof. Dr. M. Lendi: «Vom Prinzip Verantwortung zum Prinzip Nachhaltigkeit» (S. 295 ff.)

### *Goldkronacher Gespräche*

Nehmen wir es gleich vorweg. Die Publikation unter dem Titel «Goldkronacher Gespräche zur Regional- und Kommunalentwicklung», mit Beiträgen aus Deutschland, Estland, Finnland Österreich, Schweiz und Slowenien, übersteigt im Endeffekt nationale Fragestellungen. Sie greift auch über die engere Thematik der Regional- und Kommunalentwicklung hinaus – die Grundfragen und die Entwicklungskräfte wie raumrelevante Trends, Governance-Strukturen, Migration, demographischer Wandel, Schrumpfung der Bevölkerung (und der Raumansprüche?), ländlicher Raum, Nachhaltigkeit usw. sind elementar verbreitet, also nicht primär regional-kommunaler Art. Dass sie Auswirkungen vor Ort zeitigen, darf vermutet, sogar vorausgesetzt

werden. Offen sind Art und Intensität, je nach dem sozio-ökonomischen Umfeld, je nach der Bereitschaft zur Innovation im Gleichklang mit dem Bestreben des kulturellen Bewahrens.

Die Initiative und die Organisation für die hier zu besprechenden jüngsten der mehreren Tagungen lagen in den Händen von Professorin Gabi Troeger-Weiss (TU Kaiserslautern), mitinspiert von Professor Peter Jurczek (TU Chemnitz). Auf weitere Begegnungen mit ebenso reicher wissenschaftlicher und praxisrelevanter Ausbeute ist zu hoffen. Spannend wird die künftige Rolle der Gespräche sein. Bleibt es bei einer «Ad-hoc-Gruppierung», gewinnen die Gespräche gar einen festen Platz innerhalb der Regional- und Kommunalwissenschaften? «Börsen» des Austausches und des Disputierens sind für die Raumwissenschaften und die entsprechende Praxis unerlässlich, vor allem in einer Zeit, die im «Wissenschaftsgetriebe» eine gewisse Neigung zu einseitigen «Trendverstärkungen» in Richtung Life-Sciences verrät. Echte Aufbrüche ereignen sich eher im kritischen Dialog denn im unkritischen Mitgehen.

Zwei Abhandlungen wecken erhöhtes Interesse: Frau Professorin G. Troeger-Weiss spürt die raumrelevanten Trends auf – mit Blick auf die Regional- und Kommunalentwicklung. Sie handelt auslotend von der Demographie, der Siedlungsstruktur, der ökonomischen Entwicklung und vom Arbeitsmarkt im Besonderen. Sie setzt voraus, dass es zunächst um Megatrends geht, die allgemein relevant sind, also international, national, regional und kommunal, allerdings unterschiedlich bezüglich der Ansprache und Absteckung, vor allem aber hinsichtlich der konkreten Auswirkungen. Unter den Megatrends fallen folgende Stichworte auf: Zunahme intelligenter Systeme, Länger Leben, Klimawandel, Bedeutungszuwachs von Asien, Sprachen mit Schwerpunkt Englisch, Urbanisierung, Frauen, Arbeitswelt. Konkretisierend geht es aus deutscher Sicht vor allem darum, die demographischen Aspekte im Auge zu behalten – mit den Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt, das Wohnungsangebot, die Bildungs- und Versorgungsinfrastruktur, die technische Infrastruktur, die seniorenrechtliche Ausstattung und die kommunalen Finanzen. Weitere Dimensionen mit zahlreichen Fokussierungen kommen dazu. Daraus lässt sich eine innovative Liste offener Probleme erstellen, auch für schweizerische Planungen, die teilweise (für wie lange?) unter anderen Vorzeichen stehen.

Nicht minder anregend, wenn auch vermeintlich gegenwärtig für die Schweiz nicht aktuell, sind die Ausführungen von Gerlind Weber, Professorin an der Universität für Bodenkultur in Wien. Sie befasst sich mit der «Schrumpfung» als Herausforderung für eine wachstumsorientierte Raumplanung. Allein schon die hier vorfindbare Darstellung der denkbaren «negativen Entwicklungsspirale» gebietet Aufmerksamkeit. Die Folgeaufgaben von der Implementierung der Nachhaltigkeit über die Aufgaben- und Instrumentenerweiterung bis zur Neu-



TROEGER-WEISS, G.; JURCZEK, P. (Hrsg.) (2008): Goldkronacher Gespräche zur Regional- und Kommunalentwicklung, Dokumentation eines Erfahrung- und Meinungsaustausches. Sonderheft der Schriftenreihe: *Materialien zur Regionalentwicklung und Raumordnung*, Heft 25, Kaiserslautern: TU Kaiserslautern, 94 S., ISBN 978-3-933103-38-3.

fassung des Rollenverständnisses der Raumplanung bedarf der kritischen Diskussion und Vertiefung. Genügt der Hinweis auf das partnerschaftliche Kooperieren? Zu unterstreichen ist: Einmal mehr zeigt sich, wie elementar das Prinzip der Nachhaltigkeit für die innere Tauglichkeit und Rechtfertigung der Raumplanung ist – ob in Phasen des Schrumpfens, ob in Phasen des Wachstums.

Ein Problem bleibt. Aufgrund der Definition der Zielgruppen und der Themenwahl für die Gespräche geht es, wenn ich recht sehe, eher um einen Erfahrungsaustausch als um wissenschaftlich-theoretische Erkenntnisse. Dies ist vertretbar und durchaus gewinnbringend. Zu fragen aber ist, ob es unter diesen Umständen angezeigt ist, von der Leitung her auf neuen Ansätzen und Konzepten zu insistieren. Sicherlich, diese Akzente tönen attraktiv und ermuntern die Autoren, als Vordenker zu operieren. Wenn es aber wirklich darum geht, neue Ansätze und Konzepte nachvollziehbar und kritisch zu unterbreiten, dann genügt das Ausbreiten von Informationen nicht. Theoretisches Reflektieren, mindestens Vergleiche wären gefragt. Und dies lässt sich als echte Bereicherung wünschen, mindestens für einen Teil der Referate.

(Prof. Dr. iur. Dr. h.c. Martin Lendi, ETH Zürich)

### *Herausforderung für Ungarn*

Die Diplomarbeit des ungarischen Geographen Peter Plander enthält bedenkenswerte Ansätze zur Weiterentwicklung der ungarischen Raumordnung. Nach einer gut gegliederten und übersichtlichen Darstellung der europäischen Strukturförderung – wobei er allerdings auf das «Mainstreaming» der städtischen Dimension in der Förderperiode 2007–2013 nicht eingeht – wendet er sich seinem eigentlichen Gegenstand, der Betrachtung der ungarischen Raumordnungspolitik zu. Erkennbar schwebt ihm als Leitbild für eine Reform der ungarischen Raumordnung das Beispiel von Bayern vor – angesichts der vielfältigen historischen und kulturellen Verflechtungen des Freistaats mit Ungarn sowie der annähernd gleichen Grössenordnung im Hinblick auf die jeweilige Fläche und Bevölkerung eine durchaus plausible Überlegung.

Der Autor konstatiert eine Zunahme der räumlichen Disparitäten seit Ende der 90er Jahre und macht dafür Mängel des Gesetzes über Raumentwicklung und Raumordnung aus dem Jahre 1996, insbesondere eine fehlende Verpflichtung der raumrelevanten Fachressorts auf die Ziele der Raumordnung verantwortlich. Für den Rezensenten scheint eher der – unabhängig von der parteipolitischen Couleur der jeweiligen Regierung – mangelnde politische Wille zur Umsetzung der Ziele der Raumordnung das Hauptproblem zu sein, zumal § 8 des Gesetzes nicht nur dem für die Raumordnung zuständigen Minister umfangreiche konzeptionelle und koordinierende Befugnisse einräumt, sondern auch alle (Fach-)Minister ausdrücklich darauf ver-

pflichtet, «bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben den in diesem Gesetz festgelegten Zielen Geltung zu verschaffen». Plander erkennt in diesem Zusammenhang sehr richtig eine Gefahr, die neben der Raumordnung auch in der Stadtentwicklungspolitik Ungarns latent vorhanden ist – die Gefahr, dass die Förderung aus den EU-Strukturfonds eingesetzt wird, ohne auf die räumliche Nachhaltigkeit der jeweiligen Massnahme zu achten: «Die Fördermittel werden [...] themenbezogen vergeben, die anhand einer ausgewählten, stark wirtschaftsbezogenen Prioritätenliste erstellt worden sind und unter der Federführung von einzelnen Fachpolitiken stehen. Den Planungsregionen wird dabei kein grosser Spielraum im Rahmen ihrer Regionalen Operationellen Programme überlassen.»

Eingehend befasst sich Plander mit der Verwaltungsstruktur Ungarns und hält es für «unerlässlich, dass die Ebene der statistischen Planungsregionen als eine eigenständige Ebene der planenden Verwaltung etabliert wird», zumal dies die Ebene sei, «auf der die europäische Förderpolitik zum Tragen kommt». Bei aller planungs- und verwaltungssystematischen Nachvollziehbarkeit dieser Argumentation befällt den Rezensenten doch der leise Zweifel, ob die ohnehin schon überbordende und sich häufig gegenseitig blockierende Behördenlandschaft Ungarns nicht eher umgekehrt schlanker, dafür aber effektiver ausgestaltet werden müsste.

Regionen haben in Ungarn keine Tradition, die klassische «Trias» lautet Staat – Komitat (Landkreis) – Gemeinde. Im Zuge der Neuordnung der kommunalen Selbstverwaltung seit 1990 sind die Komitate entscheidend geschwächt worden und fungieren im Wesentlichen nur noch als Träger der überörtlichen Daseinsvorsorge (Krankenhäuser, höhere Schulen, Museen usw.). Im Übrigen gab es die Regionen bereits einmal, allerdings nicht als Ebene der kommunalen Selbstverwaltung, wie von Plander vorgeschlagen, sondern ähnlich den bayerischen Bezirksregierungen als staatliche Mittelinstanz – sie waren 1990 eingeführt und nach einem Regierungswechsel 1994 wieder abgeschafft bzw. zur Aufsichtsbehörde für die einzelnen Komitate umgestaltet worden. Das von Plander stark favorisierte bayerische Modell weist den – parallel zu den Bezirksregierungen als Selbstverwaltungskörperschaften ausgestalteten – Bezirken im Übrigen auch keine umfassenden Aufgaben zu. Sachgerechter und dem bayerischen Modell ähnlicher wäre vermutlich die Wiedereinführung der staatlichen Mittelinstanz und die Stärkung der Komitate durch Übertragung von staatlichen Aufgaben zur Erfüllung nach Weisung als untere staatliche Instanz bei gleichzeitiger Straffung der zahllosen Sonderverwaltungen. Klar erkennbar wird das Versagen des derzeitigen Systems z.B. bei den chaotisch und ineffizient strukturierten Bauaufsichtsbehörden. Insoweit ist Plander bei seinem Ruf nach «Reform an Haupt und Gliedern» unbedingt beizupflichten, bei dem «Wie?» dieser Reform gibt es allerdings noch erheblichen Klärungsbedarf. Ein Weg dahin



PLANDER, P. (2008): Die Herausforderungen der neuen EU-Strukturförderung für die ungarische Raumordnungspolitik. *Schriften zur Raumordnung und Landesplanung*, Band 28, Augsburg-Kaiserslautern: Universität Augsburg; TU Kaiserslautern, 91 S., ISBN 978-3-937006-06-2.

könnte nach Plander sein, echte «Planungsregionen» einzuführen, die ausschliesslich Regionalplanung betreiben und zwar in der Ausformung, dass sämtliche in der fraglichen Region liegenden und in einem Regionalen Planungsverband zusammengefassten kommunalen Gebietskörperschaften (im übertragenen Wirkungskreis) Träger dieser Regionalplanung sind. Nach Meinung des Rezensenten sollten dann im Gegenzug zwecks Verschlankeung des Systems die «Entwicklungsräte» der einzelnen Komitate sowie der Regionen in ihrer jetzigen Form abgeschafft werden.

Plander fordert schliesslich als Instrument zur Stärkung der Raumordnung die «Einführung eines Raumordnungsverfahrens nach bayerischem Vorbild». Abgesehen davon, dass in Ungarn die Einführung neuer Verfahren kaum eine Garantie für eine tatsächliche Verbesserung der Sachlage bietet, ist dem Verfasser offenbar entgangen, dass nach § 23/D. Abs. 1 des Raumordnungsgesetzes ein solches Verfahren im Wesentlichen bereits vorgesehen ist: «Für Netze der technischen Infrastruktur von räumlicher Bedeutung und singuläre Bauwerke, die in den Raumordnungsplänen nicht enthalten und durch besondere Rechtsvorschriften bestimmt sind, ist eine räumliche Flächennutzungsgenehmigung des staatlichen Chefarchitekten erforderlich.» Die staatlichen «Chefarchitekten» – eine noch etwas realsozialistisch klingende Wortkreation – nehmen Aufgaben wahr, die in etwa denen der Höheren Verwaltungsbehörde nach dem deutschen Baugesetzbuch (BauGB) bei der Bauleitplanung entsprechen; die zitierte und der Bauleitplanung vorgreiflich wahrzunehmende Aufgabe ist erst vor Kurzem hinzugekommen und dem Autor vermutlich daher entgangen.

Derartige kleine sachliche Ungenauigkeiten mindern aber keineswegs den Wert der Arbeit als übersichtlichen und mit sachlich begründeten Verbesserungsvorschlägen versehenen Einstieg in die Fragen der Raumordnung in Ungarn.

(Prof. Dr. János Brenner, Universität Budapest.)

### *Urbaner Wandel in Berlin*

Spätestens seit dem Heft 114/115 der Zeitschrift Arch+ von 1992 sind Shopping Malls Gegenstand auch der deutschsprachigen Stadtsoziologie, Geographie, Planungswissenschaften oder auch der Architekturwissenschaften und der Urbanistik, zu der auch die Studie von Kerstin Dörhöfer zu rechnen ist. Betrachtet man diese Zeit, so lassen sich grob drei Phasen der Thematisierung erkennen. Anfang der 90er Jahre orientierten sich die Texte an US-amerikanischen Malls, sie waren deskriptiv und gelegentlich feuilletonistisch ausgerichtet und hatten fast immer einen kritischen Impetus: von Verfall des öffentlichen Raums war die Rede, von Manipulation und Kontrolle sowie von Langeweile, die den Städten drohe. So überschrieb auch Dörhöfer 1998 einen Aufsatz treffend mit «Wer eine kennt, kennt

alle». Zu diesen anfänglichen Beschreibungen kamen Ansätze, die sich v.a. dadurch auszeichneten, dass sie versuchten, sich gegen die Kritik zu positionieren: Der Vorwurf war eine überzogene Konsum- und Kulturkritik. Es wurde demgegenüber gefragt, ob Shopping Center, so der Terminus technicus, vielleicht die besseren öffentlichen Räume seien.

Beiden Richtungen oder Phasen gemein war, dass sie wenig auf empirische Studien zurückgriffen, weil diese insbesondere zu deutschen Städten fehlten. Dies hat sich inzwischen deutlich gewandelt, und so reiht sich Dörhöfers Studie zu Berlin ein in eine Vielzahl von Untersuchungen.<sup>1</sup> Auffällig bei diesen neuen Studien – inkl. der hier besprochenen – ist, dass sie viele Differenzierungen vorgehen, gleichwohl aber der kritische Impetus, der anfänglich noch auf unbegründeten Verallgemeinerungen oder der selektiven Betrachtung einzelner Aspekte beruhte, wieder auftaucht bzw. beibehalten wird. Überspitzt formuliert: was anfänglich mehr oder weniger plausibel spekuliert wurde, ist nun belegt – wenn auch differenzierter.

Die Berliner Urbanistin Kerstin Dörhöfer, sonst auch aus einer genderorientierten Stadtforschung bekannt, gehört wohl zu den besten KennerInnen der Materie. Sie stellt sich in ihrem Buch vor allem zwei Fragen: Welche Auswirkungen haben Malls auf die räumliche und bauliche Entwicklung europäischer Städte (resp. auf Berlin) und wie wirken sie auf das, was mit Blick auf Walter Siebel oder Jane Jacobs unter Urbanität oder urbaner Kultur verstanden werden kann? (S. 14 ff.) (Nicht erst am Ende des Buches wünscht man sich im Übrigen, mehr StadtplanerInnen und KommunalpolitikerInnen hätten den hier viel zitierten Klassiker «Tod und Leben grosser amerikanischer Städte» von Jane Jacobs (dt. 1963) gelesen.) Mit diesen übergeordneten Fragestellungen gliedert sich das Buch in drei Abschnitte. Der erste umfasst eine theoretische Einführung mit einem speziellen Fokus auf Berlin inklusive der Geschichte des Bautyps Shopping Mall und räumt dabei unter anderem mit der oft vertretenen These auf, die Passagen des 19. Jahrhunderts seien mit den spätmodernen Malls gleichsetzbar (S. 9–61). Es folgt die eigentliche empirische Studie von zehn verschiedenen Berliner Malls und Einkaufszentren sowie schliesslich die Zusammenfassung und Interpretation und die auch stadtsoziologisch interessante Einordnung der Ergebnisse in theoretische Überlegungen (S. 150–176). Ergänzt werden diese drei Abschnitte durch einen sehr informativen Anhang, der detailliert die Lage und Verbreitung von Malls in Berlin darstellt. Insbesondere Anfang und Schluss des Buches bilden einen sehr gut lesbaren und anschaulichen Ein- und Überblick über das, was Shopping Malls ausmacht. Ohne unnötig abstrakte Formulierungen oder reiserischen Populismus wird man auf den Stand der

1 Erwähnt seien nur die Beiträge in dem Sammelband *Shopping Malls – Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps* (Wehrheim 2007), inklusive eines weiteren Aufsatzes von Kerstin Dörhöfer.



DÖRHÖFER, K. (2008): *Shopping Malls und neue Einkaufszentren. Urbaner Wandel in Berlin*. Berlin: Reimer Verlag, 189 S., ISBN 978-3-496013-84-6.

Diskussion gebracht, der durch die empirischen Befunde und Fallstudien Dörhöfers untermauert und bereichert wird.

Der empirische Teil arbeitet sich an der impliziten Frage ab, ob denn die eigene These «Wer eine kennt, kennt alle» immer noch aufrecht erhalten werden kann. Allein dies ist schon erwähnenswert, ist es doch selten die Stärke von WissenschaftlerInnen, eigene Thesen zu hinterfragen. Die Antwort bei Dörhöfer lautet an mehreren Stellen: nein. Diese neue Interpretation ist m.E. jedoch zu progressiv. Zwar belegt die Studie von zehn Malls und Einkaufszentren, dass diese sehr wohl von ihrer baulichen Einbindung in die sie umgebenden Quartiere, von der soziokulturellen Zusammensetzung der BesucherInnen (wobei das grosse I eher ein kleines sein müsste, sind doch die Anwesenden überwiegend weiblich) und auch von ihrer Funktionalität her unterschiedlich sind, aber vieles ist eben auch bei allen Malls gleich. Oder aber, die dokumentierten Unterschiede beruhen darauf, dass die Autorin eben nicht nur Shopping Malls im engen Sinn der Definition des EuroHandelsInstituts oder des International Council of Shopping Centers berücksichtigt hat, sondern auch bedingt «im Zeitablauf gewachsene» Einkaufszentren oder, wie z.B. die Kaiser-Wilhelm-Passage, Zentren, die nicht die sonst übliche Mindestgrösse von 10 000 m<sup>2</sup> erreichen. Heterogenität vs. Homogenität etwa wäre also ebenso eine Frage der Ausgangsdefinition. «Gewachsen» ist hier allerdings eine vage Formulierung: manche Malls sind in ehemaligen Geschäftszentren gelegen, die revitalisiert werden sollten, manche haben unterschiedliche Bauphasen oder unterschiedliche Architekten. Die Antwort müsste daher eigentlich «jein» lauten, wie es auch auf Seite 150 durchscheint, denn es ist immer eine Frage der Perspektive und der jeweils interessierenden Frage.

Für ihre Fragestellung unterscheidet Dörhöfer im Ergebnis vier Kategorien von Malls oder Einkaufszentren: in der Nähe von altstädtischen Strukturen gelegene, jene in monofunktionalen Grosssiedlungen, solche an Verkehrsringen und in funktional gemischten Quartieren sowie an zentralen, innerstädtischen Standorten. Begrenzt positiv – etwa hinsichtlich der Auswirkung auf den übrigen Einzelhandel, die Integration in die Quartiere oder auch hinsichtlich «Urbanität» – fällt das Urteil nur für die neuen Malls in monofunktionalen Grosssiedlungen aus. Diese müssen aber auch fast zwangsläufig angesichts der oft trostlosen Ausgangssituation eine Verbesserung darstellen. Für alle anderen Shopping Malls wird hingegen die Zerstörung des Einzelhandels und identitätsstiftender Orte, Tendenzen zur Homogenisierung und Beliebbarkeit oder auch eine mangelhafte bauliche Integration betont.

Bei den unter anderem auf «Wahrnehmungsspaziergängen» (S. 63f.) beruhenden Beschreibungen zeigt sich, dass Dörhöfer eine gute Beobachterin ist und aussagekräftige Daten nicht zwangsläufig

auf «harter, quantitativer» Empirie beruhen müssen, wenngleich man sich manchmal fragt, woher exakte Zahlangaben etwa zur Zusammensetzung der BesucherInnen stammen – der dafür eigentlich nötige hohe methodische Aufwand wird zumindest nicht dokumentiert. Als spannend erweist es sich auch, dass die Geschichte der Quartiere und mithin der Mallstandorte dargestellt wird. Die Beschreibung der einzelnen Malls und Einkaufszentren liest sich allerdings etwas mühselig. Die zehn Fallstudien liefern reichhaltig bebildert eine Fülle von Details zu Architekturbüros, Wegesystemen, Gestaltungsmerkmalen, Nutzung, sozialer Zusammensetzung, Bauherrn etc. pp., aus denen für weiterführende Interpretationen auch unter anderen Fragestellungen viel gewonnen werden kann. Lesefreundlicher wäre aber eine inhaltliche Gliederung gewesen, wie sie am Ende bei der zusammenfassenden Interpretation vorgenommen wird: etwa nach Standorten, anhand derer Gemeinsamkeiten und Unterschiede dargelegt werden. Damit wären einem Wiederholungen, die zur Beschreibung der einzelnen Malls jeweils nötig sind, erspart geblieben, zwangsläufig aber auch Detailinformationen verloren gegangen.

Insgesamt ist es ein Buch, das die Diskussion bereichert und das vor der Ansiedlung neuer Shopping Malls von kommunalen EntscheidungsträgerInnen gelesen werden sollte, aber auch für Studierende verschiedener Fachrichtungen und für interessierte Laien Erkenntnisgewinn verspricht. Im Interesse der europäischen Stadt wünscht man dem Buch eine weite Verbreitung.

(Dr. Jan Wehrheim, Carl von Ossietzky Universität, Oldenburg)

#### Literatur

WEHRHEIM, J. (Hrsg.) (2007): *Shopping Malls – Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps*. Wiesbaden.

#### «Rohstoff Wissen» – nichts für die Sonntagsreden

Es gehört zu den Gemeinplätzen gegenwärtiger Beschreibungen unserer Gesellschaft, dass diese sich zu einer wissensbasierten Gesellschaft wandelt. Vermutlich ist die Bedeutungszunahme von Wissen für die gesellschaftliche Entwicklung nichts Ungewöhnliches, bedeutsam wird sie wohl im Kontext wirtschaftsstruktureller Veränderungen in Verbindung mit dem schnellen Wandel von Wissen. Die darin enthaltene Innovationsdynamik hat nicht nur Rückwirkungen auf die betriebliche Ökonomie, sondern berührt ebenso die Konkurrenzverhältnisse von Städten und Regionen. «Wissen» als Standortfaktor mutiert – so scheint es in manchen politischen Äusserungen auf – zum Hoffnungsträger, Allheilmittel oder womöglich gar Rettungsanker räumlicher Entwicklungen.

In diese Vorstellungen mehr und systematischer Grund legen zu wollen, ist ein Anliegen der vorlie-



MATTHIESEN, U. (Hrsg.) (2004): *Stadtregion und Wissen: Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtpolitik*. Wiesbaden: Vs Verlag, 342 S., ISBN 978-3-871003-950-7.

genden Texte. Achtzehn Beiträge neben einer instruktiven Einführung, gegliedert in vier Kapitel geben einen vielschichtigen Einblick in die gegenwärtige Diskussion. Sie stützen sich im Wesentlichen auf Studien des IRS, was auch den wiederholten Rückgriff auf die drei regionalen Beispiele Jena, Erlangen und Frankfurt/Oder erklärt; zudem werden Beiträge einer IRS-Tagung zu diesem Wissens-Thema hinzugezogen, und schliesslich runden weitere Aufsätze das Themenfeld ab. Dabei kann es nicht ausbleiben, dass es einerseits zu einer ordnenden Gliederung der Beiträge kommt, andererseits aber inhaltliche Querbezüge zu anderen Teilen des Bandes bestehen bleiben.

Im ersten Teil «Wissen und Raum im Kontext von Globalisierung und Transformation» geht es insbesondere darum, Orientierungswissen bereitzustellen. Typologisierungsbemühungen, die Darstellung von Ortsbindungen von Wissen, die Verschmelzung von globalen und lokalen Wissenstypen oder Hinweise auf Steuerungswissen für Entwicklungspolitiken sollen helfen, die bisher weithin unübersichtliche Thematik der Raumbindung von Wissen zu erhellen.

Der zweite Teil beinhaltet Beobachtungen zu «vernetzten Formen der Wissenserzeugung: Wissensmilieus, Medien und wissensbasierte Dienstleistungen». Herausgearbeitet werden einerseits Umsetzungsdefizite bei der Einrichtung von Wissensstandorten, andererseits das Zusammenwirken von lebensweltlicher Heterogenität und Wissensgenerierung wie Wissensverbreitung für innovatives Produktwissen. Kontrastierend durchaus die Möglichkeiten der aktorsorientierten Forschungen zu wissensbasierten Standorten mit einer kritischen Haltung zur mode-2-These und Überlegungen zur Leistungsfähigkeit eher traditioneller Ansätze.

Erkennbar wird freilich, dass offenbar idiografisch angelegte Ansätze im Themenfeld «Wissen und Raum» (derzeit) angezeigt scheinen, wobei wohl stets eine dreifache Aufgabe zu lösen sein wird: Zu den wirtschaftlichen Standortüberlegungen gesellen sich sozialräumliche und soziokulturelle Dimensionen, die die Steuerungsseite der Entwicklung beeinflussen und die schliesslich «vor Ort» auch aktivierend aufzunehmen sind.

Ein dritter Teil – «Stadt- und Siedlungsentwicklung durch Wissen» enthält Beiträge aus dem Spannungsboden des Zusammentreffens traditioneller Auffassungen von Stadt(-entwicklungs)-politik und den Notwendigkeiten der wissensbasierten Strategien. Hier ergeben sich offenbar erhebliche Implementierungsprobleme, die auch in markanten Selbstorganisationsmechanismen neuer Stadtpolitiken gründen.

Der abschliessende Teil «Governanceformen und Projektökologien im Entwicklungskontext von «Stadtregion und Wissen» unterstreicht mit seinen Beiträgen die Durchdringungstiefe wissensbasierter Raumpolitik. Notwendig für ihre erfolgreiche Umsetzung wird die Fähigkeit, neue stadt(-regio-

nale) Steuerungsformen – allgemein zusammengefasst als «governance» – anzueignen und einzusetzen. Dies geht nicht ohne die Ressource Wissen und ein notwendiges Vertrauen, um Verständigung zu ermöglichen, sowie die Fähigkeit und den Willen zu kollektivem politischen Handeln – und dies angesichts eines beschleunigten Verfalls gültigen Wissens. Dabei kann es bei entsprechend kleiner Massstabsebene auch angezeigt, gar notwendig sein, auf Quartiersebene spezifisches Wissen zu stärken. Es bleibt aber auch die Erkenntnis, dass die Netzwerke selbst – als geeignetes Instrumentarium in Wissensmilieus – keineswegs als so stabile zu denken sind, wie dies offenbar implizit geschieht. Vielmehr passen sich Netzwerke als Variable jeweiliger temporärer Projekte deren Erfordernissen an. Sollte so etwas wie ein «ruhender Pol» in wissensbasierten Regionen gesucht werden, dann lohnt es sich wohl, auch über die Rolle von Unternehmen nachzudenken.

Der vorliegende Band ist informativ, spannend und mahnt mit den empirischen Forschungsergebnissen und konzeptionellen Ansätzen zur Vorsicht im – schnellen – Umgang mit dem inzwischen zum Gemeinplatz verkommenen Begriff «Rohstoff Wissen». Diesen gibt es nicht nur für «moderne» Technologien, auch in traditionellen Segmenten finden sich wissensbasierte Aktivitäten. Umso deutlicher die Frage, worin oder warum kann «Wissen» eine standortprägende Wirkung entfalten? Oder anders: Wie schafft man es, dass Wissen angezogen wird und dann auch bleibt? Die einfache und generelle Lösung gibt es offenbar nicht. Wissen als personenbezogenes, also begrenzt verfügbares Wissen – nicht die ubiquitäre Information – ist ein zugleich starker wie schwieriger Faktor. Die Lektüre verdeutlicht, dass es mit der Installation wissenschaftlicher Institutionen nicht getan ist. Diese sind nur eine Voraussetzung. Personengebundenes Wissen wird sich als Standortfaktor nur dann entfalten können, wenn die notwendigen Akteure zusammenfinden – auch die politischen. Dabei kann von der netzförmig vorgestellten Akteursebene keine Stabilität erwartet werden, hängt diese letztlich von den zu lösenden Aufgaben ab. Auch ist zu sehen, dass die wissensgenerierenden und –nutzenden Akteure netzförmig denken und handeln, die politischen hingegen territorial. Die vorliegende Schrift hat die vielfältige Diskussion um das Wissen hinsichtlich seiner räumlichen Wirkung kondensiert und in eine dynamische Unsicherheit entlassen. Es bleibt spannend, die Spannung zwischen niedriger Halbwertszeit des Wissens und stabilen Rahmensituationen zu bewältigen.

(Prof. Dr. Ulrich Ante, Institut für Geographie, Universität Würzburg)

### *Renaissance der Mitte*

Ein – auch in der Hand – schwergewichtiges Buch. Ein «herausgegebenes» Buch, das aber nicht zur Selbstdarstellung der einzelnen Autoren wird: da-

für hat es eine zu bewusste Verpflichtung auf das Thema und kollektive Dramaturgie.

Es geht um die Beobachtung einer neuen Rolle, die zentrale Bereiche europäischer Grossstädte offenbar wieder spielen, und um ihren Umgang damit an zwei Beispielen.

«Zentrumsumbau» meint den in eine «nachmoderne» Stadt, und zwar – so die eine These – mit Anlehnung an die «europäische», «traditionale» bzw. «historische» etc. Stadt. Dabei wird «nachmodern» ebenso wenig präzisiert, wie «europäisch» zu konkret gemeint ist, obwohl es um eine Wieder-Inwertsetzung stadträumlicher Struktur-Elemente geht, wie wir sie aus der Erfahrung mit Städten im europäischen Kontext kennen und die eben in der Mitte unserer Grossstädte anzutreffen sind. Mit deren «Renaissance» geht es – so die wesentliche These – um die Herausbildung eines «dritten Zentrums», womit nicht ein zusätzlicher Ort gemeint ist, sondern ein weiterer Typ: das Zentrum einer Grossstadt nun für eine weniger industriell geprägte örtliche Gesellschaft.

Diese zentrale These und die Frage des je örtlichen Umgangs mit einer derartigen Tendenz wird «städtebaulich» verhandelt, d.h. entlang der baulich-räumlichen Strukturierung von Stadt. Mit dieser Fokussierung ist hier dennoch eine wohlverstandene Komplexität gemeint, die Aspekte der Adressaten, Träger, Herausforderungen des Strukturwandels etc., etc., durchaus einschliesst. Als Vermittlungsfolie für die Prozesse stadträumlicher Strukturierung dienen hier Leitbilder in ihrer ebenso widerspiegelnden wie auch programmatischen Dimension.

Den zentralen Thesen und dem Interesse am Umgang mit einer derartigen «Renaissance der Mitte» wird in zwei Schritten nachgegangen: mit Fallstudien und mit einer Interpretation.

Auf jeweils etwa 150 Seiten werden zunächst die beiden Fall-Städte dargestellt: London und Berlin – ausgewählt als teils ähnliche, teils unterschiedliche Stadt-Typen. Sie werden – in synchroner Gliederung – porträtiert in der historischen Bewegung ihrer stadträumlichen Strukturierung, zunächst kurz in weit zurück greifender Perspektive, dann aber ausführlich mit dem eindeutigen Schwerpunkt auf den letzten 25 Jahren und den Pfaden, wie im Spannungsfeld von jeweils örtlichen wie globalen Anforderungen und Ideen neue stadträumliche Konfigurationen Platz greifen. Eingerahmt von einem Überblick der Programmatik des nachmodernen Zentrumsumbaus und seinen städtebaulichen Regelwerken und Plänen werden insbesondere die entsprechenden «Grossen Projekte» ausgebreitet. Das geschieht, was Rahmenbedingungen, Anlässe, Auseinandersetzungen, Verfahren und Konzepte für jede Stadt (und damit dann auch im Vergleich) betrifft, in überwältigender Breite und Tiefe: damit liegt ein Fundus der neuesten Städtebaugeschichte dieser beiden Städte vor, wie er – zumal umfangreich illustriert mit Bildern und Plänen und in gut lesbarer Form – sonst nicht verfügbar ist: ein Kompendium, in dem man sich ebenso verlieren kann

wie daran niemand vorbeikommt, der über die Thematik arbeitet.

Damit ist die materielle Grundlage der weiteren Erörterungen gelegt: Im Ergebnis erlangen zum einen Stadtzentren wieder eine hohe Bedeutung, was Nutzung und Politik anbelangt (S. 337). Zugleich werden Unterschiede im Umgang damit deutlich (S. 397 ff.). Ungleiche ökonomische Dynamik bzw. Nachfrage korrespondiert mit einer Ausweitung der Innenstadt-Gebietskulisse mittels grosser Erweiterungs-Projekte in London bzw. mit einer Qualifizierung der tradierten Innenstadt und ihrer Zentren in Berlin innerhalb des S-Bahn-Rings – überlagert durch die Besonderheit der Rückkehr der Marktwirtschaft und des Ostteils in die Stadt. Die Planungskulturen sind, was ihre öffentlich/private Prägung betrifft, zunächst höchst unterschiedlich, scheinen sich aber mit den jeweils anderen Erfahrungen anzureichern. Bemühungen um eine Qualifizierung insbesondere des öffentlichen Raums i.w. Sinne – von Nutzungsmischung bis Architektur – ist jedoch beiden Städten gemeinsames Anliegen.

Die anschliessende (ca. 60 Seiten umfassende) Interpretation der Fälle, d.h. inwieweit wir es also mit einem «dritten Zentrum» zu tun haben, ruft wesentliche Facetten der gesamten Thematik auf, wie: Akteure, Adressaten, Partnerschaften und Koalitionen, Öffentlicher Raum, Tradition/Innovation, Nutzungsformen, Planungsverfahren oder Legitimationsinstrumente und löst die gesetzten Ansprüche an eine umfassendere «städtebauliche» Betrachtungsweise ein – einschliesslich von auch bedenklichen Begleiterscheinungen der insgesamt positiv konnotierten Umbau-Prozesse wie z.B.: deren Verlierer bzw. die «Entsorgung der Moderne» durch den Abriss störender Bauten.

Ist mit der These vom «dritten Zentrum» gemeint, dass sich für eine nachindustriell geprägte örtliche Gesellschaft historisch ein entsprechend anderer – und nun doch wieder bedeutsamerer – Typ von Stadtmitte herausbildet, so kann auch eine wohlverstandene (indem komplex angelegte) «städtebauliche» Betrachtungsweise durchaus an ihre Grenzen kommen: Zwar werden – mit «Lebensstilen» oder «Erlebnis»-Orientierung – immer wieder die neuen Bedarfe an die Stadt aufgerufen und auch deren Träger – als «Urbaniten», Mittelschichten, DINKS, Yuppies etc. – benannt; jedoch bleibt unklar, inwieweit deren Mentalitäten oder «Abneigungen (von BoBos)» (S. 358) etwa wirkliche, d.h. auch mittelfristig tragfähige Gründe für ein neues Leistungsprofil der Innenstädte indizieren. Die wiederholte Rückkoppelung dieser Bedarfe/Träger mit der »Dienstleistungsgesellschaft« macht eher sogar ratlos: über deren Profilierung als «Wissensgesellschaft» wird seit fast den gleichen 25 Jahren einer «Renaissance der Mitte» diskutiert. Soweit diese Profilierung mit dem aktuellen Globalisierungsschub zusammenhängt, der ebenso eine immer stärker wissensbasierte Ökonomie wie eine umfassende Deregulierung aller Arbeits- und Lebensstrukturen forciert, sind für eine neue Bewer-



BODENSCHATZ, H. (Hrsg.) (2005): *Renaissance der Mitte – Zentrumsumbau in London und Berlin*. Berlin: Braun, 461 S., ISBN 978-3-935455-93-0.

tung von Innenstädten weniger «Mittelschichten» die wesentlichen Nachfrager als vielmehr flexibilisierte kreative Akteure, für die mentale Identifikationen und organisatorische Rückbettung existenziell sind. Insofern wird also der Stellenwert stadträumlicher Strukturen nachvollziehbar, die vielfältige Optionen im Zusammenhang mit Mischung und kurzen Wegen (in Relation zu Dichte) und Aufenthaltsqualitäten bereithalten. Es muss daher nicht wundern, wenn diejenigen Gebiete unserer Städte eine Wieder-Inwertsetzung erfahren, die derartige Qualitäten aus ihrer bisherigen Entwicklung mitbringen – und die deswegen gar nicht der Verdächtigung der «traditionalen» oder gar «alten» Stadt ausgesetzt werden müssen. Unsere Stadtzentren erweisen eine neue Vitalität also nachhaltig nicht im «Publikumserfolg» (S. 337) von Besuchern, sondern letztlich nur als – dem Wechsel zur nicht mehr so industriell-fordistisch geprägten Formation – angemessene Aktionskulisse ihrer NutzerInnen, die nun eben – und das ist das Neue – auf eine erklärliche örtliche Einheit von Arbeiten und Wohnen angewiesen sind: deren städtebauliche Strukturen und Qualitäten (bis hin zu neuer «Baukultur») sind erst recht sehr ernsthaft zu diskutieren. Indem diese Tiefe «ökonomischer» und «sozialer» Dimensionen, wie sie einer «städtebaulichen» Betrachtungsweise ja zugeordnet werden, erst ganz spät (S. 357 ff. und S. 395 ff.) und auch nur relativ knapp thematisiert wird, werden Blicke auch für die Fallstudien verstellt und wichtige Erkenntnismöglichkeiten verschänkt.

Vielleicht bleibt so die «städtebauliche» Betrachtungsweise, wenn auch komplex angelegt (und vermittelt über Leitbilder), doch etwas zu sehr ihrer eigenen Oberflächen-Natur verhaftet, indem sie zwar neuartige Bedarfsträger für urbane Innenstädte ausmacht, nicht aber erschliesst, unter welchen Bedingungen ihrer Erwerbstätigkeiten und damit verbundenen spezifischen Reproduktionsbedürfnisse diejenige spezifische Innenstadt-Affinität für ein «drittes Zentrum» zustande kommt, die zugleich Motor einer neuen Standortbestimmung unserer («europäischen») Städte generell wird («Metropolregionen»). Insofern könnte die «städtebauliche» Betrachtungsweise selbst noch zu wenig ursachenfähig sein, denn nicht «Der Umbau von europäischen Grossstadtzentren ist auf Synergien zwischen verschiedenen Nutzungen angewiesen» (S. 365), sondern umgekehrt: Die für Beruf und Alltag von Akteuren neuartig wissensbasierter Aktivitäten notwendigen «Synergien zwischen verschiedenen Nutzungen» drängen zum «Umbau von europäischen Grossstadtzentren» bzw. zur Vitalisierung ihrer dafür geeigneten Strukturen.

Noch immer sind wir auf dem Weg zu einer wirklich «materiellen» Stadt-Bau-Geschichte, die uns erklären hilft, wie sich veränderte Wirtschaftsstrukturen vor Ort, vermittelt über entsprechende Sozialstrukturen als Träger ebenso von Bedürfnissen an städtischen Nutzungsstrukturen wie auch von Kulturen des Umgangs mit Stadt, zu spezifischen

Mustern konkreter stadträumlicher Strukturierung verhalten. Eine wesentliche Voraussetzung dafür sind Fallstudien, und zwar von einer inhaltlichen Qualität wie sie hier angelegt sind – einschliesslich ihrer Präsentation in «kollektiver Dramaturgie»: nicht nur sind die Städte-Kapitel jeweils gleich aufgebaut, auch enden die Interpretationen kapitelweise mit einem Fazit, und alle Anmerkungen und Literatur befinden sich im Anhang.

(Prof. Dr. Klaus Brake, TU Berlin, Center for Metropolitan Studies)

### *Im Dschungel der Kreativwirtschaft*

Dieses grosse und gründliche Werk entliess mich grüblerisch und ein wenig ratlos, meinte ich doch bis anhin, in etwa zu wissen, was das sei, die «Kreativwirtschaft». Nun erhoffte ich mir, in aller Klarheit und Schärfe zu erfahren, was sie ausmacht, wie sie abzugrenzen ist, was sie für die Städte bedeutet, wie sie allenfalls voranzubringen ist. Der Band tut mir jedoch gleich einleitend kund, dass das Thema «nicht stromlinienförmig» behandelt werden könne und sich durch eine «gewisse Sperrigkeit» auszeichne. Trotz dieser Warnung mache ich mich auf die Suche nach Antworten auf meine drei Leitfragen:

- Was ist die Kreativwirtschaft?
- Wer ist die Kreativwirtschaft?
- Was kann zur Förderung der Kreativwirtschaft getan werden?

Den «definitiven Zugängen» oder «unterschiedlichen Kreativwirtschaftsbegriffen bzw. -verständnissen supranationaler Organisationen und einzelner Staaten» ist ein erstes grosses Kapitel gewidmet, aus dem wir – nicht unbedingt überraschend – erfahren, dass jede Organisation und jeder Staat seine eigene Begrifflichkeit entwickelt hat. Ob UNESCO oder WIPO oder ILO, ob UNCTAD, WTO, OECD oder Weltbank (im Buch kann man die Auflösung all dieser Kürzel nachschlagen), jede dieser Institutionen hat ihren eigenen Begriffshimmel entwickelt. Die Amerikaner reden von *creative class*, die Engländer von *creative and cultural industries*, die Franzosen von *industries culturelles* und *industries créatives*, die Deutschen vom «Kreativsektor». Wobei die jeweiligen Definitionen von den Zielsetzungen der einzelnen Organisationen oder nationalen Politiken beeinflusst sind. Als Gemeinsamkeit in dieser Hinsicht herrscht rund um den Globus die Ansicht und Absicht, die Kreativwirtschaft sei als «Treiberin» insbesondere der urbanen Wirtschaften irgendwie zu befördern.

Die Autoren versuchen eine Synthese dieser Ansätze, die vorerst über eine Auslegeordnung nicht hinauskommt. Im Verlauf ihrer Analyse führen sie dann aber eine Trennung zwischen «Kreativszene» und «Kreativwirtschaft» ein, was insofern geschickt ist, als die Kreativszene einigermassen sauber abgrenzbar ist, während die «Kreativwirtschaft» nach allen Seiten ausfranst und schliesslich – für die



WECKERLE, C.; GERIG, M.; SÖNDERMANN, M. (2008): *Kreativwirtschaft Schweiz – Daten, Modelle, Szene*. Basel: Birkhäuser Verlag, 161 S., ISBN 978-3-7643-7972-8, English edition: ISBN 978-3-7643-7973-5.

Schweiz jedenfalls – von den verfügbaren Branchenstatistiken her gleichsam rückwärts, aber nach wie vor unscharf definiert wird. Damit sind wir bereits bei der Frage:

*Wer ist die Kreativwirtschaft?* Solange wir aus ihr die «Kreativszene» herauspräparieren, bleibt die Landschaft übersichtlich: Zur «Szene» gehören die einzelnen Künstlerinnen und Künstler aller Sparten, die Designerinnen und Designer aller Ausrichtungen, die kreativen «Kleinstunternehmen», denen die Idee, die Innovation, aber auch die Selbstverwirklichung vorerst wichtiger ist als der geschäftliche Erfolg. Ihnen gehört auch die Zuneigung der drei Autoren, was daran erkennbar ist, dass sie bei der Schilderung der «Szene» aus der betonten Nüchternheit der Darstellung ausbrechen, dass alle als eine Art Illustrationen in den Text eingestreuten Interviews mit solchen Szenenmitgliedern geführt wurden und dass die «Handlungsempfehlungen für eine Förderung» fast ausschliesslich bezüglich der Kreativszene vorgebracht werden.

Was die gesamte Kreativwirtschaft angeht, gliedern die Autoren den «Branchenkomplex» in 13 Teilmärkte auf, die sie im Zentralteil des Bands näher beschreiben und für die Schweiz nach der Mehrwertsteuerstatistik 2001–2005 und den Betriebszählungen 2001–2005 detailliert quantifizieren:

- Musikwirtschaft
- Buchmarkt
- Kunstmarkt
- Filmwirtschaft
- Rundfunkmarkt
- Markt der darstellenden Kunst
- Designwirtschaft
- Architekturmarkt
- Werbemarkt
- Software-/Games-Industrie
- Kunsthandwerk
- Pressemarkt
- Phonotechnischer Markt

Innerhalb der Branchen- oder Teilmärktardarstellungen werden dem Leser die Unschärfe- und Abgrenzungsproblematiken deutlich. Ich greife zwei Beispiele heraus:

Dass im Teilmarkt *Musikwirtschaft* die Orchester und Chöre, die selbständigen Musiker und Musiklehrer, dass der Betrieb von Opern- und Konzerthäusern, die Herstellung und der Handel von und mit Musikinstrumenten und Tonträgern der *Kreativwirtschaft* zuzurechnen sind, leuchtet im ersten Moment ein. Doch wie steht es mit dem vielen Schund, der massenweisen unkreativen Nachahmerei, die auch in dieser Sparte produziert, distribuiert und konsumiert werden? Eine Antwort fände, wer es wagte, Qualitätskriterien zu definieren. Doch ist bei solchem Vorhaben programmiert, dass jede und jeder sich dabei verhedderte. Also nimmt die kulturwirtschaftliche Statistik einfach alles, was irgendwie mit Tönen zu tun hat, hinein, inklusive Diskotheken und Night Clubs (wobei ich nicht in Abrede stellen will, dass es kreative DJs gibt, und auch des Türstehers Gespür für den potentiellen

Randalierer als eine kreative Leistung abgebucht werden kann).

Noch deutlicher wird die Abgrenzungsproblematik zum Beispiel beim *Pressemarkt*. Als einer, der über viele Jahre als Journalist und Redakteur tätig war, votiere ich natürlich mit Nachdruck dafür, diese Tätigkeit als eine kreative einzustufen. Wenn nun aber gleich alle Zeitungs- und Zeitschriftenverlage mit allen ihren Produkten, gleich alle Distributionsstellen von Presseerzeugnissen, inklusive sämtlicher Kioske mit ihren Umsätzen in die Kreativstatistik einbezogen werden, wird mir doch leicht mulmig – obschon ich wiederum nicht dem Gremium angehören möchte, das entscheidet, welches Produkt «kreativ» und welches «nicht kreativ» ist, und das damit das Kriterium für eventuelle Förderungswürdigkeit setzt. Fällt mir ein: Ich schreibe hier für eine wissenschaftliche Zeitschrift. Diese wird ja wohl als Kreativprodukt eingestuft werden dürfen. Wie aber steht es mit der Wissenschaft, den Wissenschaften überhaupt, denen ja per Definition Innovation und Kreativität zugesprochen werden? Ich kann diese ganze und nicht ganz kleine «Branche» in der Darstellung der Kreativwirtschaft Schweiz nicht finden.

Die Diskussion von Abgrenzungsfragen steuert stets einem heiklen Ziel entgegen, nämlich der *Forderung nach Förderung*. Die Autoren machen klar, dass gerade Politiker und Standortmarketing-Verantwortliche heute vollmundig von der Kreativwirtschaft schwärmen und sie als Motor der städtischen und regionalen Wirtschaft preisen, dann aber in eine gewisse Einsilbigkeit abstürzen, wenn nach Massnahmen der Förderung weitergefragt wird. Den Autoren dieser Untersuchung geht es auch nicht viel anders. Zum einen beschränken sie sich in der Zusammenstellung von Förderempfehlungen auf die überschaubare *Kreativszene*, andererseits verharren sie im Allgemeinen, ohne konkrete Ansätze und Beispiele (die es sehr wohl gibt) zu diskutieren.

Gleichwohl seien hier zum Schluss die wichtigsten Stichworte zum Thema «Förderung der Kreativszene» zusammengestellt. Als Förderziel nennen die Autoren, die Kleinstunternehmen «in ihren spezifischen Geschäftsmodellen zu stützen» und ihnen «die Entwicklung zum etablierten Unternehmen zu ermöglichen», und als mögliche Massnahmen:

- mehr Ausbildungsangebote zum Erwerb unternehmerischer Kompetenzen,
- spezifische Weiterbildungsangebote zum Thema «reales Marktgeschehen»,
- «Existenzgründungsprogramme für KMU, Start-up-Initiativen und «venture-labs»,
- Bürgschaftsprogramme,
- Steuererleichterung oder Steuerbefreiung,
- Senkung, «bzw. Elimination» des Mehrwertsteuersatzes,
- Unterstützung über das Sozialversicherungsrecht (Altersvorsorge, Arbeitslosenversicherung),
- Schaffung von Infrastrukturen mit mietgünstigen Arbeitsräumen über die Stützung von Zwischennut-

zungen oder die Einrichtung eigentlicher «Kreativ-Parks»,

- Bereitstellung von Dienstleistungsangeboten wie Sekretariaten.

(Dr. Rudolf Schilling, Publizist, Zürich)

### *Campus and the City: Urban Design for the Knowledge Society*

Mit dem schrittweisen Niedergang traditioneller Industrien und der Suche nach neuen Arbeitsfeldern für die Stadtbevölkerung haben Stadtpolitiker, Wirtschaftsförderer und Stadtplaner und Architekten ein neues Handlungsfeld für sich (wieder-)entdeckt: die Hochschulen und die davon abhängigen Wissensindustrien. Als in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts der erste Bildungsnotstand ausgerufen wurde, entstanden an vielen Orten in Europa neue Hochschulen (z.B. in Paris, Bochum, Dortmund oder Augsburg) oder umfangreiche Hochschulerweiterungen (z.B. TU München oder Heidelberg). Sie wurden in der Regel auf der grünen Wiese am Rande der Städte errichtet, weil in den dicht bebauten Stadtkernen dafür kein Raum war, weil Kasernen und Fabriken noch nicht brach gefallen waren. Weil grosszügige Stifter ihr Geld nicht in staatliche Hochschulen investieren wollten, die grossen Unternehmen noch nicht daran dachten, eigene «*corporate universities*» zu gründen, oder einfach weil der Staat nicht bereit war, hohe Grundstückspreise für innenstadtnahe Grundstücke zu bezahlen. Was dann am Rande der Städte gebaut wurde, war funktionalem Bauen oder dem Zeitgeist der Architekten verpflichtet. Es waren meist funktionale Fabrikbauten für Wissenschaftler und Studierende, die wie Arbeiter morgens zum wissenschaftlichen Dienst kamen und nach Feierabend wieder den Rückweg in die Stadt oder in das ländliche Hinterland des Arbeitsortes antraten. Die Aufenthaltsqualität für die dort Tätigen war beschränkt. Die urbane Qualität der gesichtslosen Standorte am Stadtrand war kein vorrangiges Anliegen der Rektoren oder Ministerialbeamten und den von ihnen berufenen und gelenkten Kommissionen, die für die Gründung bzw. die Standortverlagerung zuständig waren. Es war damals aber auch nicht absehbar, dass diese Hochschulen nur der Nukleus von Wissensindustrien waren, von neuen Forschungsinstituten, Technologieparks und Spin-offs, die sich dann im Laufe der Jahre und Jahrzehnte in ihrem Umfeld angesiedelt hatten, weil sie mit den Wissenschaftseinrichtungen der Hochschulen funktional eng verbunden waren.

Im Blick zurück wird viel Kritik an diesen Neugründungen geübt, weil sie den Erwartungen an Arbeits- und Lebenswelten der Beschäftigten dieser wachsenden Wissensindustrien nicht mehr, oder nur an wenigen Wissensorten entsprechen. Doch wer die Geschichten liest, wie diese Standorte gesucht und gefunden wurden, welche Hoffnungen

mit den anspruchsvollen Projekten verbunden waren, aber auch welche Kontroversen sie auslösten, so wie es Martina Hessler in ihrem Buch «Die kreative Stadt» am Beispiel von München eindrucksvoll recherchiert und geschildert hat, kann verstehen, dass Hoffnung, Rhetorik und Realität bei der schwierigen und konfliktreichen Entwicklung von Wissensorten oft weit auseinanderklaffen. (Hessler 2007) Urbanität ist an solchen Orten meist nicht entstanden, auch nicht die erhoffte Verknüpfung von Arbeits- und Wohnwelten. Letztlich sind es immer isolierte Wissensorte im diffusen Archipel der Stadtregion Metropole geworden, *gated scientific communities*, für Wissensarbeiter.

Diesem Themenfeld «Campus und Stadt» ist ein englischsprachiger Band gewidmet, der aus einem Symposium an der ETH Zürich im Jahre 2006 hervorgegangen ist. Er enthält Beiträge von Architekten und Städtebauern zum aktuellen stadtpolitischen Handlungsfeld. Er enthält viele anregende Berichte über einzelne Hochschulstandorte in Europa, den USA, in Japan und in China, sowie eine anregende Topologie von Wissensorten in der Stadt. Die Perspektive, mit der die Hochschulstandorte betrachtet werden, ist mit wenigen Ausnahmen die von Architekten und Städtebauern. Es geht dabei vor allem um räumlich-funktionale Zusammenhänge, innere Organisationsstrukturen und natürlich auch immer wieder um bauliche Ästhetik, aber auch um die städtebauliche Gestaltung urbaner Arbeitswelten und die Einbettung von Wissensorten in urbane Zusammenhänge.

Es geht in diesem Band nicht um Planungs- und Entscheidungsprozesse oder um stadtpolitische Auseinandersetzungen um Standorte und deren Zugänglichkeit, und es geht nur am Rande um die Integration der Wissensindustrien in die Stadtgesellschaft. Dies hätten Referenten aus anderen wissenschaftlichen Disziplinen und politischen Institutionen beitragen müssen, die die politischen und finanziellen Dimensionen der Campuserwicklung hätten beleuchten können, weil sie die Planungs- und Entscheidungsprozesse beobachten oder aus ihrer täglichen Arbeit kennen. Trotzdem, der aufwendig illustrierte Band ist ein wichtiges Dokument zu einem aktuellen Zeitpunkt. Es lohnt sich, ihn aufmerksam zu lesen.

Kerstin Hoeger, eine der Herausgeberinnen, unterschied in ihrem einleitenden Überblicksbeitrag zwei Denkmuster im Umgang mit Hochschulplanungen: Eine Herangehensweise konzentriert sich auf die Optimierung von internen Kommunikationsprozessen im geschlossenen System der Hochschule und entwickelt dafür architektonisch anspruchsvolle und flexible organisatorische Lösungen. Die andere bemüht sich mehr um die Öffnung der Wissensstandorte in das sie umgebende bauliche und soziale Umfeld. Im Idealfall wird es sicher darum gehen, beide Denklinien miteinander zu verknüpfen, damit aus Wissensstandorten urbane Zentren der Kommunikation werden.

Neben den beiden Herausgebern haben sich 14



HOEGER, K.; CHRISTIAANSE, K. (Hrsg.) (2007): *Campus and the City*. Zürich: gta Verlag (ETH Zürich), 320 S., ISBN 978-3-85676-218-6 (English).

Autoren zum Verhältnis von Hochschule und Stadt geäußert und das Spektrum der Meinungen zu diesem sehr komplexen Themenfeld ist gross. Es gibt zahlreiche Berichte über einzelne Hochschulplanungen wie der von Vittorio Magnago Lampugnani über den Novartis Campus in Basel, der von Gunter Henn über die Volkswagen-Universität, von Art Zaaijer über Utrecht, Edzo Bindels über Groningen und Dordrecht, oder auch der von Kees Christiaanse über Amsterdam und die Science City der ETH Zürich am Campus Hönggerberg. Moderne und erfolgreiche Technologieparks in Berlin, Helsinki oder Karlsruhe werden von Wilhelm Natrup vorgestellt.

Asiatische Beispiele kommen aus China und Japan. Zhu Wenyi gibt am Beispiel der University City in Guangzhou einen Einblick in die gewaltigen Dimensionen der Hochschulentwicklung in China, wo in kurzer Zeit hunderte von Universitäten aus dem Boden gestampft werden, um vorgegebene nationale Ziele zu erfüllen, die von ehrgeizigen Hochschulpolitikern, profilbewussten Bürgermeistern, Grundstückspekulanten und einer Bauindustrie unterstützt werden, die solche Bauaufträge gerne entgegennimmt. Und Riken Yamamoto stellt zwei japanische Hochschulen, Hakodate und Kogakuin, vor.

Drei Abschnitte des Bandes gehen über die architektonische Perspektive hinaus. Die wichtige historische Dimension (*education through architecture*) wird von Andrea Deplazes beigetragen. Janne Cornell and Phillip Parsons weisen in ihrem Beitrag darauf hin, dass die Rolle der Universitäten in Europa sich nicht zu sehr von den ideologischen und ökonomischen Zielen und Wertesystemen amerikanischer Vorbildern leiten lassen sollten, sondern sich auf die soziale Verantwortung einer Hochschule für ihre Stadt besinnen sollten, auf eine Tradition, die die Qualität europäischer Universitäten über Jahrhunderte hinweg mitbestimmt hat. Werner Oechslin appelliert daran, Hochschulen als Orte zu akzeptieren, an denen Chaos und Regulierung gleichermaßen wichtig sind, und er warnt zu Recht davor, Hochschulplanung für architektonische Profilierung zu missbrauchen, sie lediglich als Skulpturen und kulturelle Metaphern zu entwerfen.

Eine Fundgrube für alle, die sich mit dem Thema Hochschulentwicklung beschäftigen, sind schliesslich die sehr gut bebilderten Portraits von 30 ausgewählten Wissensstandorten in Europa und Nordamerika. Sie nehmen ein Drittel des Umfangs des Bandes ein und folgen einer einfachen Typisierung von Hochschulstandorten in: *green field sites* (Hochschulen auf der grünen Wiese), *inner-city campus* (Hochschule in der Stadt), *high-tech campuses* (Technologieparks), und *Corporate campuses* (Unternehmenshochschulen). Die Herausgeber sind sich dabei durchaus bewusst, dass dafür auch andere Typisierungen denkbar wären (vgl. Kunzmann 2006).

Trotz der aktuellen neuen politischen Bedeutung von Wissensorten wird sich in Europa die Zahl von Neugründungen und Auslagerungen in Gren-

zen halten. In der Regel wird es das Interesse von Städten und Hochschulen sein, bestehende Einrichtungen zu modernisieren und sie an neue Anforderungen der Wissensarbeiter anzupassen. Es wird vor allem darum gehen, solche Wissensorte kleinräumig zu erweitern und zu ergänzen und sie dabei wieder stärker in ihr städtisches Umfeld einzubinden und der lernenden städtischen Gesellschaft zu öffnen. Da bleibt nicht sehr viel Spielraum für architektonische Höhenflüge. Für diese Modernisierung gibt es keine Rezepte, da die zukünftigen Nutzer an unterschiedlichen Orten auch sehr unterschiedliche Anforderungen an ihre jeweiligen Arbeits- und Lebenswelten stellen. Gentechnische Labore stellen andere Bedingungen als Management-Schulen oder Kunstakademien. Und die beteiligten Akteure haben erfahrungsgemäss jeweils sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber, wie und wo Wissensorte entwickelt und modernisiert werden sollten und können.

Dieser Band macht deutlich, dass neben Hochhäusern, Museen und Theatern nun auch die Wissensstandorte ins Blickfeld globaler Architekturstrategien geraten sind, bei denen die wieder erkennbare globale Signatur-Architektur wichtiger ist als die Orientierung an lokalen und regionalen Bedingungen. Der Band ist ein guter Einstieg in die notwendige Diskussion und ein guter Anlass, darüber in Europa noch einmal nachzudenken.

(Prof. Dr. Klaus R. Kunzmann, Gastprofessor ETH Zürich)

#### Literatur

- KUNZMANN, K. R. (2004): Wissensstädte. Neue Aufgaben für die Stadtpolitik. In: MATTHIESEN U. (Hg.) (2004): *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtpolitik*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.
- HESSLER, M. (2007): *Die Kreative Stadt. Zur Neuerfindung eines Topos*. transcript Verlag (Urban Studies) Bielefeld.
- MATTHIESEN, U. (2004): *Stadtregion und Wissen. Analysen und Plädoyers für eine wissensbasierte Stadtpolitik*. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.